

AYSE MASSOUD, EINE VIERTELGESTALTERIN

EIN BLICK IN DIE STUDIE: »WER ORGANISIERT
DIE »ENTBEHRLICHEN«?»¹

≡ Christoph Hoefft/Sören Messinger/Jonas Rugenstein

Das vom Göttinger Institut für Demokratieforschung durchgeführte Projekt »Wer organisiert die »Entbehrlichen«?¹ hat sich in sozial benachteiligte Viertel begeben, um dort über Schlüsselfiguren des Stadtteillebens zu forschen. Diese sogenannten Viertelgestalterinnen und Viertelgestalter waren in einer vorherigen Studie² als Menschen aufgefallen, die sich auch dort engagierten, wo sonst auf Grund der Häufung vieler sozialer Probleme kaum eine Zivilgesellschaft vorhanden ist. Herausgekommen ist ein Bericht mit acht Portraits von verschiedensten Menschen, die sich in ihrem Stadtteil allen Widrigkeiten zum Trotz engagieren. Die Studie soll dabei helfen, die Motivationen und Engagementstrukturen dieser Menschen zu verstehen, und Möglichkeiten zeigen, wie sie in ihrem Bemühen unterstützt werden können. Im Folgenden präsentieren wir einen stark gekürzten Auszug aus einem Portrait.

Zu unserem dritten und letzten Interviewtermin hat uns Ayse Massoud in ihre Wohnung eingeladen. Nachdem wir sie zuvor bereits zweimal in öffentlichen Räumen getroffen hatten, sitzen wir nun also in ihrem Wohnzimmer. Wir waren von mehreren Menschen während unserer Suche nach besonders engagierten Personen in ihrem Viertel auf Ayse Massoud aufmerksam gemacht worden und wollen nun von ihr erfahren, warum sie sich in ihrem Stadtteil so stark engagiert. Und Ayse Massoud zum Reden zu bringen, ist nicht schwer. Auch diesmal hat sie bereits einen Gesprächseinstieg gefunden, noch bevor wir die von uns vorbereitete erste Frage stellen konnten.

Sie beginnt in rasantem Tempo und einnehmendem Tonfall zu erzählen. Unterbrochen wird sie dabei nur von ihrem Mobiltelefon, denn ihre Rolle als Ansprechpartnerin in ihrem städtischen Mikrokosmos kennt kaum Pausen. Zeitgleich zu unserem Interview mit ihr tagt »ihre« alte Gruppe im nur

1 Das vom Niedersächsischen Ministerium für Soziales, Frauen, Familie, Gesundheit und Integration geförderte Projekt erscheint voraussichtlich im Mai dieses Jahres in Form einer umfangreichen Publikation beim transcript-Verlag unter dem Titel »Wer organisiert die »Entbehrlichen«? Neue Viertelgestalterinnen und Viertelgestalter in benachteiligten Stadtquartieren«.

2 Johanna Klatt u. Franz Walter, Entbehrliche der Bürgergesellschaft? Sozial Benachteiligte und Engagement, Bielefeld 2011.

wenige hundert Meter entfernten Jugendtreff: das Frauenfrühstück, das sie vor mehreren Jahren gegründet hat. Dort kommen jeden Dienstagvormittag Bewohnerinnen unterschiedlichster Nationen und Kulturen zusammen. Sie besprechen dort die alltäglichen und außergewöhnlichen Probleme, die sich ihnen in ihrem Leben gerade stellen, und versuchen sich gegenseitig bei der Bewältigung zu helfen. Zudem werden Veranstaltungen geplant; aktuell wird diskutiert, welche Expertin für den nächsten Abendtermin des Vereins eingeladen werden soll. Immer wieder trudeln *Whats-App*-Nachrichten bei Frau Massoud ein, mittels derer die Meinungen oder Einschätzungen der Gruppengründerin zu dieser Diskussion eingeholt werden sollen. Eigentlich, so erzählt uns Frau Massoud im Gespräch, hatte sie die Leitung des Frauencafés bereits vor Monaten abgegeben. Doch offensichtlich können hier beide Seiten nicht voneinander lassen: Die Gruppe nicht von ihrer alten Mentorin und diese nicht von ihrer lenkenden Funktion.

Solche Szenen vermitteln einen Eindruck davon, was es bedeutet, eine Schlüsselfigur des informellen Stadtteillebens zu sein: über die Maßen für das eigene Viertel engagiert, als AnsprechpartnerIn für Probleme in der (Teil-)Öffentlichkeit präsent und gleichzeitig mit dem Bewusstsein um die eigene herausgehobene Rolle ausgestattet. Genauso ließen sich die grundlegenden Kriterien für die von uns so getauften ViertelgestalterInnen zusammenfassen.

ViertelgestalterInnen sind damit die Ausnahme von der Regel. In einer Umgebung, in Stadtteilen mit einer Vielzahl sozialer und baulicher Probleme, in der die klassische Zivilgesellschaftsforschung kaum Engagement erwarten würde, leisten sie ein hochgradig überdurchschnittliches Maß an Engagement. Erklärungsbedürftig ist ihr großer Einsatz also allemal. An einem Ort, wo das zivilgesellschaftliche Engagement insgesamt relativ gering ist und in hohem Maße von professionellen SozialarbeiterInnen getragen wird, fällt auch die Liste von Ayse Massouds Aktivitäten besonders lang aus:

Sie ist vor allem in Bereichen aktiv, die sich im weiteren Sinne mit Bildung, Kindern und Integration beschäftigen. Sie arbeitet in mehreren Projekten eines Stadtteilvereins, wie beispielsweise bei den Viertelmüttern oder dem Tandem-Projekt, einer Art Hausaufgabenhilfe, die sich auch an Eltern von Kindern mit Migrationshintergrund richtet. Neben dieser Bürgerarbeit, für die sie einen bescheidenen Lohn erhält, ist sie ehrenamtlich im Sportverein ihrer Kinder engagiert und übernimmt eine Vielzahl von Aufgaben in der Schule und im Kindergarten, wie beispielsweise das Amt der Elternvertreterin, ist Abgesandte in Fachkonferenzen und ähnlichen Gremien. Sie gründete und leitete lange, wie oben erwähnt, das wöchentliche Frauenfrühstück, das sich insbesondere an Frauen mit Migrationshintergrund richtet, und organisiert

im Projekt »Integration durch Bildung« Deutsch-Nachhilfe. Jederzeit ist sie als tüchtige Helferin ansprechbar, hilft Menschen in ihrem Stadtviertel bei alltäglichen Problemen, wie beispielsweise dem Einkaufen in deutschen Läden. Darüber hinaus ist Ayse Massoud auf diversen öffentlichen Veranstaltungen der Stadt als Teilnehmerin anwesend, sucht den Kontakt zu PolitikerInnen und scheut auch nicht die Diskussion mit ReferentInnen der Stadtverwaltung.

Bereits in den ersten beiden Interviews hatte sie viel über ihr Leben erzählt. 1975 geboren wuchs sie als viertes von insgesamt fünf Kindern einer »Gastarbeiterfamilie« auf. Gleich in zweierlei Hinsicht war sie dabei eine Vorreiterin: Als erstes Kind verbrachte sie ihr Leben bisher komplett in Deutschland und besuchte auch als Erste in ihrer Familie die Realschule. Nach dem erfolgreichen Abschluss einer Ausbildung fand sie Arbeit als Bürogehilfin. Bald darauf lernte sie ihren späteren Mann kennen. Nach der Geburt ihres dritten Kindes nahm sie die Arbeit nicht wieder auf. Stattdessen stieg nach der Geburt ihres fünften Kindes der Grad ihres zivilgesellschaftlichen Engagements steil an.

Wie genau ist es aber nun dazu gekommen, dass Ayse Massoud zu einer fragten Person der Zivilgesellschaft geworden ist? Was treibt sie dabei an und schließlich: Wie funktioniert diese Rolle im Wechselspiel mit dem Stadtteil? Aus den ausführlichen biografisch-narrativ angelegten Interviews³ haben wir zentrale Motivationen und Muster des Engagements herausgearbeitet. In der hier präsentierten Kurzfassung stehen drei davon im Fokus.

ENGAGEMENT ALS MUTTER

Ein entscheidendes übergreifendes Muster im Engagement von Ayse Massoud ist ihr Mutter-Sein. Insbesondere nach dem Ausscheiden aus dem regulären Arbeitsmarkt ist es ihre Rolle als Mutter, in der sie weiterhin Leistung bringen kann, für die sie Anerkennung und Respekt bekommen möchte und die auch den Inhalt und die Form ihrer Aktivität prägt.

Dies zeigt sich einerseits in weiten Teilen ihres Tätigkeitsfeldes: Sie richtet sich mit ihrem Wirken explizit an Kinder, sie versucht für alle Kinder des Viertels (ganz speziell aber auch für die eigenen) die Lebensverhältnisse zu verbessern und somit die Chancen auf eine bessere Zukunft für die junge Generation zu maximieren. Dieses Ziel verfolgt sie insbesondere über die unterschiedlichen Bildungsangebote, die sie bereitstellt, sowie durch ihren Einsatz als Elternvertreterin in Schule und Kindergarten.

Mutter zu sein ist andererseits nicht nur der gemeinsame Identifikationspunkt mit den anderen Adressatinnen ihres Engagements, nämlich den muslimischen Frauen, sondern es strukturiert letztlich auch die Art und Weise

³ Vgl. zu dieser Form des narrativen Interviews Gabriele Rosenthal, *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*, Frankfurt/New York 1995.

des Verhältnisses zwischen Ayse Massoud und den anderen Engagierten. Immer wieder beschreibt sie ihre Beziehung zu den anderen Frauen in einer Weise, die stark an ein Mutter-Kind Verhältnis erinnert. Sie belehrt die anderen Frauen, sie versucht immer wieder, ihnen Dinge zu erklären, sie von der Wichtigkeit bestimmter Verhaltensweisen zu überzeugen:

»Also da waren ein paar neue Muttis da, die halt das nicht kennen, und dann immer diese Ausrede, ich hab aber keine Zeit und so, hab ich gesagt, ihr seid ja nicht verpflichtet, für drei Stunden da zu bleiben, ihr könnt kommen, entweder es sagt euch zu, wovon ich ausgehe, oder es sagt euch nicht zu, dann könnt ihr wieder gehen, ne, aber nicht sagen, ich würd ja kommen, ich würd ja kommen, ne. Aber schade, ich sag mal, tut, ihr tut es ja nicht für euch, ihr tut es für eure Kinder, willst du, dass dein Kind halt schlecht ist?«

Immer wieder treibt sie die anderen Frauen an, immer wieder weist sie auf die Wichtigkeit der Nachhilfe und des Deutschlernens hin, übernimmt somit eine Art Mutterrolle für die anderen Mütter:

»Wir hatten eine Frau da, die hat sich nie getraut zu reden, weil ihr Deutsch, also ne Türkin, ne, beim dritten Mal, beim zweiten Mal hab ich nichts gesagt, beim dritten Mal hab ich gesagt, Mensch, warum traust du dich nicht, sag ruhig, hab ich gesagt, guck mal, die können alle nicht richtig deutsch, ne. Und seitdem redet sie und sie liest auch gerne.«

Dieses Verhaltensmuster zieht sich durch die gesamte Erzählung und geht über den reinen Fokus auf eine Mutterrolle hinaus. Immer wieder ist es Ayse Massoud sehr wichtig, sich als Vorreiterin zu präsentieren, als eine Person, die vorangeht, die Erste und Beste ist und anderen damit Freiräume schafft. Das zeigt sich beispielsweise auch an ihrer Erzählung über die Klassenfahrt in der Grundschule, an der sie teilnehmen durfte und auf die sie mehrmals während der Interviews zu sprechen kam. Auf Drängen ihrer damaligen Klassenlehrerin erlaubte ihr Vater ihr schließlich, mitzufahren, obwohl dies erhebliche Konsequenzen für die gesamte türkische Gemeinschaft im Dorf hatte:

»Ich war die erste Türkin, die ja gesagt hat, dann kam der andere Vater, hat gesagt, ja, okay, wenn die Ayse fährt, dann lassen wir unsere Tochter, die durfte dann auch fahren. Dann hieß es aber, wenn was passiert, dann zu meinem Vater, wenn was passiert, dann bist du schuld. Weil du deine Tochter geschickt hast, müssen wir jetzt unsere auch mitschicken, ne?«

An weiteren Stellen betont sie beispielsweise, als Erste Fahrrad fahren gelernt, als Erste den Führerschein gemacht und als Erste eine Ausbildung im Büro abgeschlossen zu haben: *»Und danach die Ausbildung. Dann, das war der Renner! Ich. Einzige Türkin. Inner Fabrik. Im Büro.«*

Dabei orientiert sich Frau Massoud insgesamt auch an ihrer eigenen Mutter, die sie allerdings in vielen Aspekten als Negativfolie für ihre eigene Rolle entwirft: In fast allen Erzählungen über ihre Mutter lobt sie einerseits zwar deren Fürsorglichkeit, kritisiert aber auf der anderen Seite deren Unselbstständigkeit und Abhängigkeit vom Vater, genau wie ihre fehlende Bildung. Sie erkennt, wie schwer und belastend diese Umstände für ihre eigene Mutter waren bzw. sind und versucht daher, ihre Mutterrolle gegenteilig auszugestalten. Auf der anderen Seite sind auch ihre Hilfeleistungen für andere Mütter im Viertel immer darauf ausgerichtet, den Frauen Bildung und Selbstvertrauen beizubringen.

ENGAGEMENT ALS KAMPF GEGEN KLISCHEES

Insgesamt möchte Aysel Massoud mit ihrem Engagement gegen gängige Klischees angehen, insbesondere mit Blick auf die deutsche Mehrheitsgesellschaft, aber auch innerhalb der eigenen muslimischen Gemeinschaft. Ob auf politischen Veranstaltungen oder im Fußballverein ihrer Söhne: Überall genießt Frau Massoud es, als Person aufzutreten, die sich gängigen Vorstellungen von Muslimen im Allgemeinen und muslimischen Frauen im Besonderen widersetzt. Sie stellt sich als selbstbewusst und laut, teilweise auch als vorlaut dar, sie hat nicht nur eine prononcierte eigene Meinung, sondern ist überdies in der Lage, diese auch öffentlich zu präsentieren und zu verteidigen.

Dabei arbeitet sie bewusst mit und gegen Klischees, die ihr als Migrantin in Deutschland entgegengebracht werden. Mit 23 Jahren trifft sie die Entscheidung, ab sofort Kopftuch zu tragen. In den Interviews erhält dieses Kleidungsstück eine symbolische Aufladung in Bezug auf erfahrene Diskriminierung und ihren selbstbewussten Umgang damit.

»Ich war ja noch schwach, schüchtern damals, nicht so vorlaut wie jetzt, ich war eher zurückhaltend, ist wirklich so, erst mit dem Kopftuch bin ich so geworden, mit dem Kopftuch hab ich meine richtige Berufung gefunden (lacht). Ist so.«

Auf die Entscheidung für das Kopftuch angesprochen, antwortet Aysel Massoud in beiden Interviews sehr ähnlich:

»Bloß halt '98 meine Schwiegereltern sind kurz hintereinander verstorben, [...] ich hab immer gesagt, irgendwann willst du Kopftuch tragen und so, Aysel, ja,

bist ja Moslem, musst ja dann auch mal kenntlich machen, aber hab ich immer gesagt, später, später, bis dann halt die hintereinander so gestorben sind, da hab ich gesagt, Mensch Ayse, irgendwann ist auch zu spät, man weiß ja nie wann, wann's vorbei ist, hab ich gesagt, Ayse jetzt musst du mal anfangen, ne, dieses Später ist glaub ich jetzt.»

Die Entscheidung für das Kopftuch wird also mit dem Tod der Schwiegereltern verbunden, zu denen Frau Massoud allerdings nie ein enges Verhältnis hatte. Dennoch fällt ihr durch deren plötzlichen Tod auch die eigene Vergänglichkeit stärker auf, sie wird sich der Endlichkeit des Lebens bewusst und möchte als deutlich erkennbare Muslimin leben bzw. sterben. Vordergründig wirkt das Kopftuch daher wie ein eindeutiges Bekenntnis zu ihrer muslimischen Identität: Lange Zeit zwischen verschiedenen Identitäten und Ansprüchen hin- und hergerissen, ist das Kopftuch eine endgültige Entscheidung für eine öffentliche Existenz als gläubiger, religiöser Mensch. Eine solche Lesart könnte auch die mit dem Kopftuch verbundene Stärke und die Selbstsicherheit erklären, auf die Frau Massoud immer wieder im Zusammenhang mit diesem Thema zu sprechen kommt.

Das Kopftuch übernimmt aber noch mehr Funktionen als bloß die Selbstzuordnung zur muslimischen Gemeinschaft. Auffallend ist beispielsweise, dass Frau Massoud im Zusammenhang mit dem Kopftuch nicht nur das neue eigene Selbstbewusstsein thematisiert, sondern immer wieder auch auf Diskriminierungen zu sprechen kommt, die teilweise exklusiv mit dem Kopftuch verbunden werden. Auf frühere eigene Erlebnisse mit Klischees angesprochen antwortet sie:

»Naja, bevor ich Kopftuch getragen habe, dachte ich immer, wir sind alle gleich, sie sind genauso wie ich, ich bin genauso wie sie, bis ich nen Kopftuch getragen hab, da hab ich gemerkt, nee, wir sind doch nicht alle gleich, es gibt doch nen Unterschied.«

Diese Aussage steht allerdings in eklatantem Widerspruch zu diversen anderen Erzählungen, in denen Ayse Massoud explizit von Vorurteilen, Klischees und Diskriminierungen berichtet, die eindeutig in der Zeit vor dem Kopftuch geschehen sind. In der Schule und in der Ausbildung ist sie immer wieder mit Personen konfrontiert, die sie aufgrund ihres Migrationshintergrundes angreifen. Dass sie im Nachhinein diese Erlebnisse verdrängt und allesamt in eine spätere Lebensphase verschiebt, beleuchtet eine weitere Facette ihres Kopftuchs. Es wird gewissermaßen zum »Blitzableiter« für erlebte

Diskriminierungen. Die erlittenen Angriffe treffen nicht mehr sie als Person, sondern lediglich ihr Kopftuch, das ihr so auf eine paradoxe Weise Schutz liefert: Denn obwohl sie angibt, immer nur wegen des Kopftuchs benachteiligt zu werden, verhindert dieses gleichzeitig auch, sich persönlich angegriffen zu fühlen.

Gleichzeitig ermöglicht das Kopftuch Frau Massoud, in besonderer Weise aufzufallen. Sie berichtet beispielsweise stolz:

»Das Beste ist immer, wenn die sagen, du kannst ja Deutsch. Das ist immer noch so, da in der Arbeit kommen Kinder, dann sagen sie, boah, sacht die eine, du kannst ja Deutsch. Sag ich, stell dir vor (klatscht in die Hände), wo wohnen wir denn, wohnen wir nicht in Deutschland, ne. Ohhh, also das sind die Kinder nicht gewohnt, also ich weiß nicht, ob die nur Frauen mit Kopftuch kennen, die kein Deutsch kennen äh können.«

Das Kopftuch gibt Ayse Massoud die Chance, das gängige Klischee über muslimische Frauen mit Kopftuch in besonders eindrücklicher Weise stetig zu unterlaufen.

Obwohl Frau Massoud so zu jeder Zeit versucht, gegen Vorurteile und Klischees vorzugehen, gelingt es ihr doch nicht, sich selbst aus ähnlichen Denkmustern zu lösen. Dies schildert sie sehr offen:

»Aber das ist halt, jeder hat so Vorurteile im Kopf, dass man sagt also, wenn du so aussiehst, dann kannst du das, siehst so aus, kannst nicht. Zum Beispiel kommen da manchmal Frauen, voll aufgetakelt, immer der letzte Schrei, was die anhaben, und dann können die kein Deutsch. Das versteh ich heute nicht, da denkste auch immer, das muss doch passen, also so modern. Und dann kommt eine im Mantel mit Kopftuch und dann redet die ein Deutsch, da denkste auch, boah, da hätte man wiederum erwartet, dass sie mit nem kaputten Deutsch kommt, ne. Aber es ist halt, es ist wirklich so, jeder hat so seine Vorurteile in dem Kopf.«

Die auch im weiteren Verlauf des Interviews immer wieder auftauchende Formulierung: »jeder hat so seine Vorurteile im Kopf«, signalisiert, dass sie auch bei sich selbst feststellt, bestimmten Klischees zu folgen; gleichzeitig wirken diese Vorurteile dadurch aber auch statisch und unveränderlich. Dies ähnelt dem oben beschriebenen Umgang mit Diskriminierungen: Auch hier erwartet sie nicht, etwas gegen die Vorurteile in den Köpfen generell tun zu können. Hier wie oben besteht für sie die einzige Möglichkeit darin, mit gutem

Beispiel voranzugehen, andere Leute immer wieder zu überraschen und so durch das eigene Handeln in konkreten Fällen ein Umdenken anzustoßen.

ENGAGEMENT ALS ANERKENNUNG

Eine der wichtigsten Motivationen für ihr Engagement im Viertel zieht Ayse Massoud aus dem Drang, endlich Anerkennung zu erfahren; und zwar nicht nur von einer allgemeinen Öffentlichkeit im Viertel, sondern auch speziell von zwei unterschiedlichen Gruppen: Den Deutschen auf der einen, den MigrantInnen auf der anderen Seite. So erzählt sie beispielsweise triumphierend von einem Erlebnis mit ihrer Nachbarin, von der sie lange schlichtweg ignoriert wurde:

»Oder hier zum Beispiel hab ich auch erzählt, da ist ja ne Nachbarin, ne, die mich ja nie begrüßt hat, ne deutsche Nachbarin, und seitdem ich aber da drüben [im Bürgertreff] arbeite und sie dann auch so an Veranstaltungen teilnimmt, seitdem begrüßt sie mich, vorher war ich so unscheinbar, vielleicht hat sie mich vorher auch nicht gemocht, keine Ahnung, jetzt muss sie mich mögen, ha!«

An dieser Stelle zeigen sich mehrere Mechanismen, die für die Erzählung von Frau Massoud charakteristisch sind. Zunächst fällt auf, dass sie die Ethnizität der Nachbarin bzw. deren Zugehörigkeit zu den »Deutschen« des Viertels besonders betont. Ihre Erzählweise legt nahe, dass für sie das Deutsch-Sein der Nachbarin der eigentliche Grund für die Missachtung war, mit der sie gestraft wurde. Dies deckt sich mit der Erzählweise aus der autonom strukturierten Haupterzählung, in der sie in einer auffallenden Häufigkeit von Situationen berichtet, in denen sie als Türkin Opfer von Diskriminierungen wird. Gleichzeitig lässt sie in diesem Zitat, ähnlich wie in anderen Schilderungen von Diskriminierungen, die Möglichkeit offen, etwas missverstanden zu haben: Die eigene Unscheinbarkeit wird als potenzieller Grund für das Übersehen genannt, ebenso wie betont wird, »keine Ahnung« zu haben, welche Gründe verantwortlich für das Handeln der Nachbarin waren. Ähnlich beschreibt sie eine weitere Erfahrung:

»Ich komme Richtung nach Hause, boah, hab ich gesagt, ist das ne Hitze, was sagte dann ein älterer Herr, der neben mir steht, der auch hier nebenan wohnt, ein Deutscher, hatte gesagt, warum, aber Ihre Gene müssen doch solche Wärme abkönnen, ne? Ich wusste gar nicht, dass das genetisch bedingt ist, dass ich halt, weil ich jetzt Türkin bin, vierzig Grad Plus abkann, seltsamerweise kann ich's nicht [...] Da hab ich gesagt, Hä? Wie genetisch, ist mir nicht ganz eingefallen,

was er damit meint, erst hinterher, da war ich sauer, aber das war hinterher, da dachte ich, komm, irgendwann kriegst du es zurück, aber bis heute hat er's noch nicht zurück gekriegt, aber irgendwann kriegt er's wieder (lacht).«

Warum aber hält sie sich so zurück und benennt die Diskriminierungen nicht als solche? Zunächst ließe sich antworten, dass Ayse Massoud die Zuhörerinnen, die beide ebenfalls Deutsche waren, zum Nachdenken bringen will. Sie will keine Urteile vorgeben, sondern setzt darauf, dass das Publikum in den geschilderten Erzählungen selbst darauf kommt, wie sie einzuordnen sind. Gleichzeitig könnte die Erzählweise auch mit einem anderen Phänomen zusammenhängen: Indem Frau Massoud die Diskriminierung nicht explizit als solche benennt, vermeidet sie auch, sich eindeutig als Opfer darstellen zu müssen. Sie bleibt handelndes Subjekt, das lediglich nicht sofort verstanden hat, worum es geht, dann aber zumindest im Nachhinein bereit ist, gegen den Angriff vorzugehen (»irgendwann kriegt er's wieder«). Dies deckt sich auch mit anderen Selbstbeschreibungen, in denen Ayse Massoud sich stets als stark, vorlaut, frech oder laut darstellt. Verbunden mit dieser Erklärung ist auch der Umstand, dass die geschilderten Situationen durch die Vermeidung einer endgültigen Bewertung an Schärfe verlieren und harmloser wirken, als sie wahrscheinlich empfunden wurden. Das unterstreicht noch das Lachen am Ende des Abschnitts, das von Frau Massoud ebenfalls häufig bei der Schilderung brisanter Situationen genutzt wird, um die Schwere und Härte des Erzählten wieder zu relativieren.

Ihr Engagement ist nun ein Weg, sowohl von den Deutschen des Viertels als auch von der migrantischen *Community* anerkannt und akzeptiert zu werden. Denn so wie sie als offensichtliche Muslimin, Frau eines Asylbewerbers und Mutter von fünf Kindern ständig mit Vorurteilen der Deutschen kämpfen muss, ist auch ihre Stellung in der *Community* der MigrantInnen (in der Sprache von Frau D. stets als »Ausländer« bezeichnet. Sie selbst fasst sich auch als Teil der »Ausländer«, obwohl sie ihr gesamtes Leben in Deutschland verbracht hat.) zu jeder Zeit prekär. Durch ihre Beziehung zu einem Syrer, einem »Araber«, wird sie von der türkischen Gemeinschaft im Viertel, einschließlich ihrer eigenen Familie, mit besonderer Aufmerksamkeit und Misstrauen beobachtet. Gleichzeitig wird sie aber auch in der arabischen *Community* nicht vollständig anerkannt. Der enorme Druck, unter dem sie in dieser Beziehung steht, zeigt sich beispielsweise in folgender Erzählung:

»Dass mein Mann Syrer ist, das wissen Sie ja, das ist ja auch ein besonderer Status hier, wir sind keine äh, was, nichts Reines, gemischte Ehe, Multikulti, er

ist Syrer, ich bin Türkin, das kommt auch nicht oft vor, obwohl das mittlerweile wird's mehr, aber damals bei unserem Zeitpunkt war'n wir wirklich, da ham Leute mit dem Finger gezeigt, (flüstert:) Guck mal das ist ne Türkin, (lauter) oder (flüstert:) guck mal das ist nen Syrer. Also es war nicht normal. Hätte ich nen Deutschen geheiratet, wäre das bestimmt normaler gewesen wie dass ich nen Araber heirate, ne. Ja so.«

Aus diesem Grund kann sie sich auch in der Gruppe der anderen MigrantInnen im Stadtviertel nicht darauf verlassen, uneingeschränkten Rückhalt zu genießen. Andererseits zieht sich auch die Außenseiterposition innerhalb der türkischen Community letztlich wie ein roter Faden durch Frau Massouds Biografie: Schon in ihrer Jugend war sie mit der mangelnden Anerkennung anderer TürkInnen konfrontiert. Weil sie als erstes Kind in der eigenen Familie und als eine von insgesamt wenigen »Ausländern« nicht auf die Haupt-, sondern auf die Realschule ging, fand sie sich immer wieder in der Rolle der ausgeschlossenen Einzelgängerin wieder:

»Wir waren Streber, mit uns wollten die anderen Türken nix zu tun haben. So mit mir. Ich war immer auf dieser Straßenseite. Also die Hauptschule war auf der einen Straßenseite, die Realschule auf dieser. Und da war ich die einzige Türkin, die da stand. Und das war nicht schön. Ich wollte auch auf der anderen Seite stehen. Aber die waren halt anders. Da haste – obwohl meine Brüder auf der Seite waren. Aber die wollten nix mit mir zu tun haben, ich war halt Streber.«

Die konkreten Tätigkeiten im Stadtteilzentrum, als Viertelmutter oder früher im Tandem-Projekt, sind daher ein verlässliches Mittel, sich auch den Respekt und die Anerkennung der migrantischen Gruppen zu sichern. Gleichzeitig liegt genau hier auch der Grund für die teilweise zögerliche Darstellung der eigenen Leistungen: Denn eine zu starke Betonung ihres Engagements würde diese Stellung wieder gefährden, würde eher Neid und Ablehnung als die lang ersehnte Anerkennung bedeuten.

FAZIT – DIE BRÜCKENBAUERIN

Ayse Massoud ist ein Paradebeispiel für eine Viertelgestalterin, die zwischen allen Welten steht, die sich weder vollständig in einer wie auch immer verstandenen deutschen Kultur zu Hause fühlt noch wirklich haltgebende Beziehungen zu der Kultur ihrer Eltern aufbauen konnte. Aus dieser Zwischenexistenz zieht sie eine starke Motivation, aktiv zu werden und sich einzubringen, um auf diese Weise dennoch die lang ersehnte Anerkennung

zu erfahren, die ihr sonst von fast allen Seiten verwehrt geblieben ist. Sie wird zur Brückenbauerin des Viertels, vermittelt immer wieder zwischen den verschiedenen Gruppen, in denen sie sich auskennt, nutzt ihre sprachlichen Fähigkeiten und ihr Wissen über die spezifischen kulturellen Eigenheiten, um auszugleichen und zu verbinden. Um ihre prekäre Stellung abzusichern, muss sie allerdings immer die Beste, die Bestinformierte und die Erste sein. Hierzu passt auch ihre Neigung, sich in mütterlicher Weise über die anderen Aktiven zu stellen.

Sie gleicht damit der historischen Figur des *marginal man*⁴: So wie sie wohnen diese »Randseiter« in zwei Welten, fühlen sich aber in keiner davon wirklich zu Hause, weshalb sie auf beide Kulturen mit einer gewissen kritischen Unabhängigkeit blicken können. Auf diese Weise waren und sind sie häufig der Antrieb für kulturellen und gesellschaftlichen Wandel, weil sie einerseits aufgrund eigener frustrierender Erfahrungen gewillt sind, Kommunikationsprozesse anzustoßen, und andererseits bereits in der eigenen Existenz etwas Neues, eine Synthese beider Welten, vorwegnehmen können.

Auch in der Gesamtschau ist das Engagement von Ayse Massoud ambivalent zu beurteilen. Einerseits sind die Auswirkungen durchweg positiv: Mit ihrer starken Leistungsorientierung und der Betonung der Wichtigkeit von Bildung soll den eigenen Kindern im Speziellen, aber auch allen migrantischen Kindern im Allgemeinen ein besseres Leben in Deutschland ermöglicht werden. Sie nutzt ihre herausragende Sprachkompetenz sehr produktiv, lässt andere davon profitieren, versucht ihr Wissen weiterzugeben und möglichst viele von ihren eigenen Erfahrungen lernen zu lassen.

Gleichzeitig darf aber andererseits nicht übersehen werden, dass die Zwischenexistenz für Frau Massoud selbst äußerst belastend ist: Sie wünscht sich nichts mehr, als endlich anerkannt zu werden, so wie sie ist, ohne Vorurteile und Einschränkungen. Dass ihr diese Anerkennung versagt wird, motiviert sie zwar zu noch mehr Leistung und noch mehr Engagement, es birgt aber auch die latente Gefahr von Enttäuschungen und Frustration. Die Bürgerarbeit ist ein gutes Beispiel für diese Dialektik: Einerseits zieht sie ihren persönlichen Nutzen aus dieser Form des (bezahlten) Engagements, sie empfindet die Bezahlung als Wertschätzung, es hilft ihr bei der Bewältigung des oft prekären Alltags und bestätigt ihr Selbstbild als aktive Leistungsträgerin. Andererseits handelt es sich bei der Bürgerarbeit selbst wieder um ein Zwischenstadium, es ist weder eine »richtige« Arbeit, noch ist es klassisches ehrenamtliches Engagement. Auf diese Weise entsteht wieder eine potenzielle Bedrohung ihres Status, wieder ist nicht klar, ob sie für ihre Leistung anerkannt und wertgeschätzt wird oder nicht.

4 Zum Konzept des *marginal man* vgl. Hans-Joachim Schubert, The Chicago School of Sociology. Theorie, Empirie und Methode, in: Carsten Klingemann (Hg.), Jahrbuch für Soziologiegeschichte. Soziologisches Erbe: Georg Simmel, Max Weber, Soziologie und Religion, Chicagoer Schule der Soziologie, Wiesbaden 2007, S. 119–161, hier S. 236f.

Mit dieser Bearbeitung von Belastungen, die sich aus dem individuellen Lebensverlauf ergeben, durch ein ausgeprägtes Engagement im Viertel, stellt Frau Massoud einen typischen Fall der von uns untersuchten ViertelgestalterInnen dar. Engagement bietet einen Weg zur Anerkennung, wenn diese nicht über die als normal geltenden Mechanismen einer Gesellschaft erreichbar ist. Ein solcher Fall kann, wie hier beschrieben, auf Grund von kultureller Fremdheit, aber auch auf Grund etwa von Erkrankungen oder Arbeitslosigkeit eintreten. Dabei ist dieser Umgang alles andere als selbstverständlich, ist doch der Rückzug die gängige Reaktion. Somit ist es eine besondere Leistung der Menschen, wenn sie es schaffen, diese Schwierigkeiten so offensiv zu bearbeiten, dass sie eine solch zentrale Rolle in ihrem Viertel spielen, dass sie in unserem Untersuchungsraaster auftauchen. Neben den auch an dem Beispiel von Ayse Massoud hier präsentierten biografischen Voraussetzungen, die jedeR ViertelgestalterIn selbst mitbrachte, ist dabei während unserer Studie auch klar geworden, dass sie stark auf ihre Umgebung angewiesen sind. Es waren SozialarbeiterInnen und andere Engagierte, die ihnen geholfen hatten, eben nicht in der Passivität zu verharren, sondern aktiv nach außen zu gehen. Auch in praktischen Fragen, wie etwa hinsichtlich des Zugangs zu kostengünstigen öffentlichen Räumen für die Aktivitäten und der Unterstützung bei der Beantragung von Geldern, waren es gerade jene Stadtteile, in denen Staat und Verbände in Vorleistung gegangen waren, die auch eine höhere Dichte an ViertelgestalterInnen aus dem Viertel selbst aufwiesen.



Sören Messinger, geb. 1986, ist Mitarbeiter am Göttinger Institut für Demokratieforschung. Dort beschäftigt er sich hauptsächlich mit Fragen des bürgerschaftlichen und politischen Engagements sowie programmatischen Entwicklungen in deutschen Parteien.



Christoph Hoefft, geb. 1984, ist Politikwissenschaftler und Mitarbeiter am Göttinger Institut für Demokratieforschung. Dort beschäftigt er sich schwerpunktmäßig mit sozialem und politischem Engagement.



Jonas Rugenstein, geb. 1985, ist Mitarbeiter am Institut für Demokratieforschung. Hier arbeitet er zur Partei Die LINKE und zu sozialen Bewegungen.